

Nekrologe

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft = Actes de la Société Helvétique des Sciences Naturelles = Atti della Società Elvetica di Scienze Naturali**

Band (Jahr): **52 (1868)**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nekrologe.



Leere Seite
Blank page
Page vide

Nekrolog

über

Professor Christian Friedrich Schönbein,
in Basel.

Christian Friedrich Schönbein wurde geboren am 18. October des Jahres 1799 zu Metzingen, einem kleinen Orte, gelegen zwischen Nürtingen und Reutlingen im Königreich Württemberg. Seine Eltern gaben ihren Kindern eine einfache, doch sorgfältige Erziehung, bei welcher ein Hauptgewicht auf die religiöse Entwicklung gelegt wurde, welchem Umstände wohl theilweise das tiefe Gemüthsleben zuzuschreiben ist, welches Schönbein durch sein ganzes Leben begleitete, wenn auch freilich die Form, in welcher dasselbe sich äusserte, mit der Zeit sich bedeutend änderte. Schönbein erhielt an seinem Geburtsorte eine gute Schulbildung, hauptsächlich auch in der lateinischen Sprache, für welche er während seines ganzen Lebens eine besondere Vorliebe behielt. Schon im 14. Jahre kam der Knabe aus dem elterlichen Hause, und trat als Lehrling in eine chemische Fabrik zu Böblingen; seine Fähigkeit und Geschicklichkeit, verbunden mit Eifer und Arbeitstreue, bewirkten, dass er oft zur Besorgung wichtiger Operationen verwendet wurde; die wenige Zeit, die er für sich erübrigen konnte, benützte er zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung. Nachdem er während beinahe

sieben Jahren seine oft mühevoll gelehrte Lehrzeit in Böblingen durchgemacht hatte, erhielt er im Jahre 1820 durch die Verwendung seines Principals eine Stelle in Augsburg bei Dr. J. G. Dingler, der bekannt ist durch die Publication des polytechnischen Journals und damals eine Fabrik chemischer Produkte hatte. Hier hatte Schönbein viel Gelegenheit zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung, da die Benützung der wichtigsten chemischen Journale und einer reichen Bibliothek ihm offen stand; die Zeit des Morgens von 4 bis 6 Uhr und des Abends von 7 bis 10 Uhr konnte er wissenschaftlichen Studien widmen; er beschäftigte sich nach seiner Aussage hauptsächlich mit der Chemie von Berzelius, ferner mit seiner Lieblingssache, der Philosophie, der Mathematik und der lateinischen Sprache; den Tag über musste er im Geschäfte sein. Doch blieb Schönbein in Augsburg nicht lange; er ging bald nach Hemhofen, einem Dorfe in der Nähe von Erlangen, wo er die Arbeiten in der chemischen Fabrik des Herrn J. N. Adam zu leiten bekam. Schönbein rühmt die gute Aufnahme bei seinem neuen Principale, den er als einen freundlichen und äusserst guten Mann schildert; auch erhielt er an diesem Orte sehr viel Gelegenheit, seine praktischen Kenntnisse in der Chemie zu bereichern. Auf der Reise dahin hatte Schönbein in Nürnberg die Bekanntschaft des würdigen alten Kiessling gemacht, der Vielen wohlbekannt ist durch seine wohlthätigen Leistungen und den Verkehr mit manchen frommen Männern der damaligen Zeit. Von diesem erhielt er Empfehlungen nach Erlangen, unter andern an den Professor der Mathematik und Physik Joh. Wilh. Andr. Pfaff und an den Professor der Naturgeschichte, den bekannten Schubert. Die Nähe von Hemhofen und Erlangen erlaubte es Schönbein, alle paar Wochen nach dieser Stadt zu wandern, die ihm viele geistige Nahrung bieten konnte, und wo er sich ganz wie zu Hause fühlte. Mit Pfaff, dessen ganze Familie württembergisch war, lebte er, wie er sich

selbst ausdrückt, auf einem solchen freundschaftlichen Fusse, als man es mit jahrelangen Freunden thun kann. „Professor Schubert“ — so schreibt Schönbein an einen Jugendfreund — „ist die Liebe selbst; o wie wohl ist mir in dessen Umgebung; er verbindet mit der gründlichsten Gelehrsamkeit das lebendigste Christenthum; er würde Dein Herz gewiss gewinnen und Du würdest gezwungen sein zu sagen: so lernte ich noch Wenige kennen, wenn Du nur ganz kurze Zeit mit ihm umgingest; ich will nur kurz sagen, dass wir wie Brüder leben. Durch Herrn Schubert machte ich die verflossene Weihnachten (1820) noch eine äusserst erfreuliche Bekanntschaft mit dem Direktor von Schelling, dem berühmtesten und grössten Philosophen unserer Zeit; es war am Christfest Abend, als ich diesen grossen Mann sprach; die Unterhaltung war äusserst interessant und beim Abschied hatte ich das grosse Vergnügen, auf die herzlichste Weise zum öfteren Besuche von ihm eingeladen zu werden.“ Schelling hatte damals für einige Zeit von seiner Stelle an der Akademie in München Urlaub genommen und hielt Vorlesungen in Erlangen; diese Zusammenkunft des grossen Philosophen, der damals eine sehr bedeutende Stellung im Leben wie in der Wissenschaft einnahm, mit dem jungen, strebsamen Chemiker war der Anfang eines Freundschaftsverhältnisses, das später, als Schönbein in Erlangen studirte, befestigt und bis zum Tode Schellings durch brieflichen Verkehr unterhalten wurde. Auch in Nürnberg, das Schönbein von seinem Hemhofen aus besuchte, machte er einige Bekanntschaften, die ihm zu seiner geistigen Ausbildung behülflich waren; ein Freund daselbst hatte eine grosse Bibliothek, aus welcher er Lavater's Werke entlehnte, die ihn ungemein erbauten. In seinem neuen Aufenthaltsorte fühlte sich Schönbein sehr wohl und behaglich, was er deutlich in folgenden Worten ausdrückt: „Gottes weise, leitende Hand hat mich hieher geführt, der herzlichste Dank sei von mir Gott dargebracht; wunderbar

sind die Wege des Herrn, stets gut und unser eigenes Wohl bezweckend.“ Doch gab die praktische Thätigkeit Schönbein keine Befriedigung; sie diente nur dazu, in ihm den Drang zum wissenschaftlichen Studium der chemischen Wissenschaften zu wecken; in Hemhofen reifte in ihm der Plan, die praktische Laufbahn zu verlassen und sich ganz dem wissenschaftlichen Studium der physikalischen und chemischen Wissenschaften zuzuwenden. Es wurde ihm ermöglicht, im Herbst des Jahres 1821 die Universität seines Heimatlandes Tübingen zu besuchen, wo damals Chr. Gottl. Gmelin Professor der Chemie und Bohnenberger Professor der Mathematik und Astronomie war. Mancher Freundschaftsbund, der zur Studentenzeit geschlossen wurde, dauerte für das ganze Leben fort. Von Tübingen ging Schönbein noch nach Erlangen, das ihm schon von seinem Aufenthalte in Hemhofen her gut bekannt, ja lieb geworden war; Kastner, der seit Kurzem dahin berufen worden war, lehrte Chemie; Pfaff, dessen genaue Bekanntschaft Schönbein schon früher gemacht hatte, lehrte Mathematik und Physik; und durch diesen, der sich wie sein Bruder in Kiel auch mit Voltaismus beschäftigte, mag Schönbein hauptsächlich in diesen Theil der physikalischen Wissenschaft eingeführt worden sein. In der Schelling'schen Familie war Schönbein wie ein Sohn aufgenommen, und er pflegte später häufig mit Humor allerlei Geschichtchen zu erzählen, die Abends in geselligem Kreise beim grossen Philosophen sich ereignet hatten. Schelling blieb auch später immer für Schönbein ein väterlicher Freund, wie sich diess auch besonders in den Briefen ausspricht, in welchen er mit seinem frühern Schüler über wissenschaftliche Gegenstände sich unterhält und auch Anleitung gibt, wie er seine Forschungen bekannt machen soll. Einige der ersten Arbeiten Schönbeins wurden durch Schelling der Münchner Akademie vorgelegt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass der Einfluss dieses geistreichen Mannes und grossen Philo-

sophen auf Schönbein ein sehr bedeutender war; ist ja doch dessen schönste Entdeckung, die Polarisation des Sauerstoffes, das heisst, das Auseinandertreten des indifferenten Sauerstoffes in seine beiden thätigen Gegensätze ganz den Grundsätzen und der Ausdrucksweise der Schelling'schen Identitätsphilosophie entsprechend.

Nach Beendigung der zweijährigen Universitätsstudien im Jahre 1824 ward Schönbein, der schon früher in Hemhofen den Kindern seines Principals Unterricht ertheilt hatte, Lehrer der Physik und Chemie an einer Erziehungsanstalt zu Keilhau bei Rudolstadt; doch sein Trieb nach weiterer Ausbildung liess ihn nicht ruhen; schon nach Verlauf eines Jahres begab er sich nach England; ein Jahr brachte er in Epsom zu, wo er Unterricht an einem Institute ertheilte, und ein Jahr in London. Im Jahr 1827 siedelte er nach Paris über, um die dortigen wissenschaftlichen Anstalten kennen zu lernen; er hörte dort hauptsächlich die Vorträge von Gay-Lussac, Ampère, Despretz, Thénard. Im Herbst des Jahres 1828 kam er an die Universität Basel, dazu veranlasst durch Herrn Rathsherr Peter Merian, der damals die Professur der Physik und Chemie bekleidete und in Folge der Krankheit sich genöthigt sah, seine Wirksamkeit als Universitätslehrer einem Stellvertreter zu übergeben. Die philosophische Fakultät ertheilte Schönbein bald nach seiner Ankunft im Dezember des Jahres 1829 den Doktorgrad, und im Jahre 1835 wurde er zum ordentlichen Professor der Physik und Chemie ernannt; diese Stelle versah er ununterbrochen bis zu seinem Tode mit der einzigen Aenderung, dass er seit dem Jahre 1852, wo ein besonderer Lehrstuhl für Physik errichtet wurde, nur die Chemie an der Universität zu vertreten hatte. Während einer langen Reihe von Jahren ertheilte er auch den Unterricht in der Physik an der obersten Klasse des Pädagogiums. Schönbein wirkte somit volle vierzig Jahre in Basel und hat während dieser Zeit nicht nur als Lehrer viel zur Verbreitung

chemischer Kenntnisse beigetragen, sondern vor Allem durch selbstständige Forschungen die Einsicht in die verwickelten Vorgänge der stofflichen Veränderungen der Körper um ein Bedeutendes erweitert.

Als Lehrer an der Universität wirkte Schönbein dadurch besonders anregend auf seine Zuhörer, dass er mit der Wärme und klaren, inneren Ueberzeugung sprach, die dem Forscher zukommt, der durch eigene Arbeit die Wahrheit errungen hat. Es war nicht seine Sache, die Wissenschaft nach ihrem jeweiligen Standpunkte und nach allen Richtungen hin in einem gleichmässig ausgearbeiteten Bilde darzustellen; er war zu sehr mit seinen eigenen Forschungen beschäftigt, um sich auch noch mit hinlänglicher Musse in die Arbeit Anderer hineinzudenken; doch wurde dieser Mangel ausgeglichen durch die unmittelbare Frische, mit welcher er die wesentlichen Hauptergebnisse seiner eigenen Untersuchungen in den Rahmen der allgemeinen Wissenschaft einzuflechten und von seiner Anschauung aus auch manches Licht auf die übrigen Theile zu werfen wusste. Seine Lehrthätigkeit beschränkte sich nicht auf den Universitätskatheder, sondern er hat auf mannigfache Weise seine Kenntnisse auch weitem Kreisen mitgetheilt. So hielt er zu verschiedenen Zeiten Vorlesungen vor einem grössern Publicum, die sich immer einer sehr zahlreichen und aufmerksamen Zuhörerschaft erfreuten, besonders da er es sehr gut verstand, die Resultate der Wissenschaft in eine auch dem Laien verständliche Sprache einzukleiden. Besonders sei aber an dieser Stelle seiner Wirksamkeit in der Basler naturforschenden Gesellschaft gedacht, der er schon im Herbste 1828 gleich nach seiner Ankunft in Basel beigetreten ist. Die erste Mittheilung der Ergebnisse seiner Forschungen machte er in der Regel dieser Gesellschaft, welcher er überhaupt in jeder Hinsicht mit warmer Liebe zugehan war, wie sich diess auch deutlich in einer kleinen Schrift ausspricht, die er im Jahre 1858 über diese Gesellschaft ver-

fasste. Auch wohnte Schönbein fast regelmässig den jährlichen Versammlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft bei; er besuchte sie das erste Mal bei der etwas kühnen Zusammenkunft auf dem Hospiz des St. Bernhard im Jahre 1829 und war seit 1833 ordentliches Mitglied; die Sitzungen der physikalisch-chemischen Sektion hat er fast immer durch interessante Mittheilungen belebt. Die englische Naturforscherversammlung besuchte Schönbein im Jahre 1839 in Birmingham, die deutsche in Stuttgart, Freiburg, Karlsruhe und Speyer; ferner wohnte er dem italienischen wissenschaftlichen Congress in Mailand im Jahre 1844 und der Association scientifique de France im Jahre 1867 in Metz bei; bei diesen Gelegenheiten hielt er meistens Vorträge über seine Forschungen.

Schönbein hatte sich schnell in die bürgerlichen Verhältnisse Basels eingelebt, wozu ihm besonders die politisch-aufgeregte Zeit des Streites mit der Landschaft reichliche Gelegenheit bot. Im Jahre 1840 wurde ihm das Ehrenbürgerrecht geschenkt, sowohl in Anbetracht seiner Verdienste als Lehrer der Wissenschaft, als auch, wie es im Protokolle des Stadtrathes erwähnt wird, „weil Herr Professor Schönbein auch in den Zeiten unserer Wirren seine Anhänglichkeit an unsere Stadt durch Wort und That an den Tag gelegt habe.“ Die Bürgerschaft bezeugte ihrem neuen Angehörigen ihr Zutrauen dadurch, dass sie ihn im Dezember 1848 in den grossen Kantonsrath, und im Dezember 1851 in den grossen Stadtrath wählte. In seiner politischen Stellung gehörte Schönbein immer mehr der conservativen Partei an, was damit zusammenhing, dass er ein Freund alles dessen war, was sich durch die historische Entwicklung gebildet hatte, und somit ein Gegner aller nicht nothwendigen Aenderungen; doch half er gerne überall da mit, wo es galt, etwas in's Leben zu rufen, was einem wirklichen Fortschritt entsprach; auch ist er immer gegen jede Unterdrückung der Glaubens- und

Redefreiheit, gleichviel von welcher Seite ihm dieselbe bedroht schien, mit Entschiedenheit aufgetreten. Wo es galt, durch Wort oder That das Wohl seiner neuen Heimat zu fördern, da war Schönbein stets gerne bereit, das Seinige zu leisten. Seit dem Jahre 1840 war er Mitglied der städtischen Beleuchtungscommission, während einiger Zeit war er bei der Redaction der Basler Zeitung, und im Jahre 1850, gleich nach Erbauung des neuen Museums, gründete er mit einigen Freunden den Museumsverein, welcher den Zweck hat, Mittel zur Erhaltung und Vermehrung der im Museum aufgestellten wissenschaftlichen und Kunst-Sammlungen aufzubringen; bis zu seinem Tode stand er diesem Vereine vor.

Seit dem Jahre 1835 war Schönbein verheirathet, und als treuer Gatte und zärtlich liebender Vater hat er während 33 Jahren in trautem Familienkreise gelebt. Von vier Töchtern, die ihm geschenkt wurden, ward ihm die älteste im Jahre 1859 in England durch plötzlichen Tod entrissen, ein Ereigniss, das ihn und seine Familie auf's Tiefste erschütterte. Auch sei hier erwähnt, dass Schönbein seinem Vater, der im Alter viel an Gicht litt, stets mit kindlicher Liebe zugethan war; bis zu dessen Tode stand er mit ihm in regem brieflichem Verkehr.

Das äussere Leben Schönbeins verlief im Allgemeinen in ruhigem Geleise; er ging regelmässig Morgens nach seinem Laboratorium, vor Tisch las er noch einige Zeitungen und hauptsächlich das Blatt seines Vaterlandes, den schwäbischen Merkur; Nachmittags war er wieder bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten, und Abends liebte er es, in traulichem Gespräche mit Freunden und Bekannten einige Zeit der Erholung zu gönnen. Wenn nun auch so der grösste Theil seiner Wirksamkeit und seines geselligen Verkehrs sich auf Basel bezog, so stand er doch mit der übrigen Welt in mannigfachem Verkehr, theils durch die Reisen, die er von Zeit zu Zeit zur Erfrischung von Leib und Geist und zum Besuch

seiner auswärtigen Freunde unternahm, theils durch brieflichen Verkehr mit Gelehrten und Freunden an verschiedenen Orten, sowie auch durch die Verbindung mit einigen gelehrten Gesellschaften, die ihn durch die Ertheilung der Mitgliedschaft beehrt hatten.

Was vorerst die Reisen betrifft, so hat er über zwei derselben ausführliche Mittheilungen gemacht, nämlich über die nach England im Jahre 1839, und die nach München und Wien im Jahre 1853. Was diese „Mittheilungen aus dem Reisetagebuche eines deutschen Naturforschers“ besonders anziehend macht, ist die unmittelbare Naïvität, mit welcher der Verfasser überall seine Eindrücke wiedergibt. Wenn auch zuweilen Kleinigkeiten mit einer etwas ausführlichen Breite erzählt sind, so entschädigt den Leser dafür reichlich die einfache, humoristische Schilderung, und er fühlt sich unwillkürlich in die Stimmung behaglicher Gemüthlichkeit versetzt, welche das ganze Buch durchweht. Auch finden wir in diesen Reisebeschreibungen manche Berichte über interessante Persönlichkeiten, sowie über gelehrte Anstalten; so unter Anderm in dem Buche über England Mittheilungen über die Versammlung der brittischen Naturforscher in Birmingham, über die verschiedenen Sammlungen und Anstalten Londons, über Versuche mit einem Zitteraal in der Adelaide-Gallery, und namentlich über den Verkehr mit Grove und Faraday. In der Reise nach Deutschland, betitelt: „Menschen und Dinge“ spricht Schönbein weniger von Gegenständen seines Faches; das Kapitel mit der Ueberschrift „die Begegnung“ gibt uns auf anziehende Weise Aufschlüsse über sein Verhältniss zu dem Manne, der jetzt allgemein als der erste Vertreter der chemischen Wissenschaften gilt. Auch befindet sich in dem Buche theils zerstreut, theils als besonderer Anhang Manches über einige Gegenstände, welche als Lieblingsthemata Schönbeins bezeichnet werden können, da er bei manchen Gelegenheiten sich darüber auszusprechen pflegte,

wie unter Anderem über Individualität, Genie und Talent, die Fachmänner, Einheit und Mannigfaltigkeit u. s. w.

Der Verkehr mit dem Auslande durch Correspondenz bezog sich zum grössten Theile auf wissenschaftliche Gegenstände; von den auswärtigen Gelehrten, mit welchen er theils längere, theils kürzere Zeit in regelmässigem Briefwechsel stand, nennen wir: Berzelius, Schelling, Faraday, Grove, de la Rive, Becquerel, Brunner, Liebig, Wöhler, Eisenlohr, Scoutetten.

So wenig Schönbein nach äusserer Anerkennung strebte, so wurde ihm doch dieselbe besonders in den letzten Jahren von mancher Seite zu Theil. Eine bedeutende Anzahl gelehrter Gesellschaften und Vereine erwählte ihn zum Ehrenmitglied oder zum correspondirenden Mitglied; wir heben nur einige hervor. Er wurde im Jahre 1854 correspondirendes Mitglied der königlich-bayerischen Akademie, im Jahre 1856 correspondirendes Mitglied der Berliner Akademie; im Jahre 1858 ernannte ihn die Leopoldinisch-Carolinische Gesellschaft der Naturforscher zu ihrem Genossen und gab dem Erfinder der Schiessbaumwolle den Beinamen Berchtold Schwarz. Im Jahre 1861 wurde er Correspondent für die physikalische Klasse der königlichen Societät in Göttingen, und im Jahre 1863, als Liebig zum auswärtigen Mitgliede der Pariser Akademie ernannt wurde, erhielt Schönbein seinen Platz als Correspondent. Wir fügen noch bei, dass die Freiburger Universität an ihrem 400jährigen Jubiläum Schönbein zum Doctor der Medizin, und die Tübinger Universität bei Gelegenheit der Aufstellung einer besondern naturwissenschaftlichen Facultät zum Doktor der Naturwissenschaften ernannte. Im Jahre 1858 beehrte ihn der Grossherzog von Baden mit dem Ritterkreuz des Zähringer Löwen-Ordens, und schon 1846 hatte er durch die Vermittlung von Berzelius den schwedischen Wasaorden erhalten.

Was den Charakter Schönbeins betrifft, so war das Bezeichnende seine nach jeder Richtung ganz eigenthümlich und selbstständig entwickelte Persönlichkeit. Schönbein war nicht etwa reiner Verstandesmensch, denn die gemüthlichen Seiten seines Wesens waren ebenso sehr entwickelt. Die Ueberzeugung, dass einseitige Verstandesthätigkeit nicht zum richtigen Ziele führen kann, hat Schönbein schon früh erkannt, und wir erlauben uns, bei dieser Gelegenheit eine Stelle eines Briefes aus dem Jahre 1820 zu citiren; er schreibt an einen Jugendfreund: „Abgötterei begeht derjenige, der, im strengen Sinn genommen, nur der Wissenschaft lebt; wie oft begehe ich diese schreckliche Sünde, und wie Manche begehen sie, die Schrecklichkeit und Strafbarkeit derselben nicht kennend.“ Diese Gesinnung, die allerdings hier in einer Form ausgedrückt ist, deren er sich in seinem spätern Leben wohl schwerlich bedient hätte, hat er dem Wesen nach während seines ganzen Lebens beibehalten.

Vor Allem sind nun hier die geselligen Tugenden hervorzuheben. Schönbein war von einer ausnehmend grossen Leutseligkeit und Wohlwollenheit gegen Jedermann, und darum war er auch überall so sehr beliebt. Wie innig die Freundschaftsbande waren, die er in seiner frühen Jugendzeit, auf der Universität und bei seinem Aufenthalt in England knüpfte, das spricht sich deutlich aus in den Beschreibungen, die er in seinen Reisemittheilungen von der Freude des Wiedersehens gibt. Auch in Basel war Schönbein überall gerne gesehen, besonders bei geselligen Zusammenkünften, wo er bald durch das Erzählen humoristischer Anekdoten seine Tischnachbarn unterhielt, bald das Gespräch auf einen Gegenstand von wissenschaftlichem oder sonstigem höherem Interesse leitete, bald auch durch das Ausbringen eines Trinkspruches die Gesellschaft belebte. Auch die Besucher der Zusammenkünfte der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft werden sich lebhaft an die allgemeine Heiterkeit

erinnern, die jedes Mal entstand, wenn Schönbein sich erhob und seinem gemüthlichen Humor recht ungenirt den Lauf liess. Der grosse Kreis der Bekannten Schönbeins schloss nicht aus, dass er mit einer Anzahl von Freunden auch noch durch engere Bande verbunden war; auch hierüber geben uns die Reiseberichte manchen Aufschluss, und in Basel waren es besonders einige Collegen, mit welchem er in einem sehr innigen Verhältniss lebte; einen Theil derselben hat schon vor ihm der Tod ereilt. — Schönbeins Verhältniss zur Kunst muss auch aus seinem Gemüthsleben begriffen werden; es musste etwas direct auf sein Gefühl wirken, wenn es seinen Beifall erhalten sollte. In den Gemäldegallerien liess er den Katalog in der Tasche, damit er nicht durch den Namen des Künstlers oder der Schule zu einem Urtheil verleitet würde; und der kunstvollsten musikalischen Composition konnte er keinen Geschmack abgewinnen, wenn nicht sein Gemüth beim Hören ergriffen wurde. — Die ganze Auffassung der Natur und Welt überhaupt war bei Schönbein eben sowohl gegeben durch die Bedürfnisse des Gemüthes als durch die Ergebnisse der verständigen Wissenschaft; er trat mit grosser Entschiedenheit und bei mannigfachen Gelegenheiten, insbesondere in einer im Jahre 1853 verfassten academischen Schrift: „Ueber die Bedeutung und den Endzweck der Naturforschung“ gegen die Weltanschauung auf, welche die Mannigfaltigkeit der leblosen und lebenden Natur aus dem blinden Spiele zu erklären sucht, das ein noch blinderer Zufall mit den Atomen treibt. Dass die Welt von einem mächtigen und allweisen Gott aufs Trefflichste und Zweckmässigste eingerichtet sei, das hat er entgegen dem jetzt viel verbreiteten Materialismus und trotz dem üblen Geruche, in dem die teleologische Weltanschauung bei Vielen steht, mit Deutlichkeit ausgesprochen; und da er annahm, dass die eigentliche Wissenschaft gerade in der Erkenntniss der Zweckbeziehungen der verschiedenen Theile der Natur zu einander bestehe, so


war es auch ganz seiner Ansicht angemessen, wenn er am Ende einer wissenschaftlichen Abhandlung über den Sauerstoff mit allgemeinen Betrachtungen über die teleologischen Verhältnisse schloss, welche den Eigenschaften dieses Elementes zu Grunde liegen. Dass die nur auf einzelne Aeusserlichkeiten und die Nützlichkeit für den Menschen berechnete Teleologie, wie sie besonders von den Engländern häufig vorgetragen wurde, nicht nach Schönbein's Geschmack war, geht deutlich aus der Art und Weise hervor, mit welcher er in seinem Reiseberichte von einer Rede Bucklands erzählt, der es als eine weise, absichtliche Anordnung der Vorsehung pries, dass sie, um das brittische Volk zu bereichern, in der Nähe von Birmingham Eisenerze, Steinkohlen und Kalksteine nahe zu einander legte. Mit Schönbeins Weltanschauung hing es zusammen, dass er der Natur immer mit der grössten Ehrfurcht und Bescheidenheit entgegentrat. „Wie gross auch schon die Summe menschlichen Wissens der Menge erscheinen mag,“ sagt er in der erwähnten Schrift, „so empfindet gerade der erfahrenste Forscher die Lückenhaftigkeit und das Stückwerk desselben und nimmt für gewiss an, dass von dem, was die Natur ist, und was von ihr erforscht werden kann, der Mensch bis jetzt nur einen unendlich kleinen Bruchtheil kennen gelernt habe.“ Da Schönbein selbst von tiefen, religiösen Gefühlen durchdrungen war, so ehrte er auch dieselben bei Andern, und wenn er auch schon an keine bestehende Kirchengemeinschaft sich anschloss und über Manches Ansichten hatte, die weit von dem abwichen, was von der Kirche als rechtgläubig vorgeschrieben wird, so hat er nie die geringste Verurtheilung oder den leisesten Spott Andersdenkenden gegenüber kund werden lassen.

Schönbeins Gesundheit war im Allgemeinen eine gute und kräftige; erst in den letzten Jahren litt er öfters an Gicht, einer Krankheit, an welcher schon sein Vater während

längerer Zeit darnieder gelegen war; doch erholte er sich gewöhnlich ziemlich schnell wieder von seinem Uebel. Eine Kur im Bade Wildbad sollte ihn in dieser Hinsicht für den nächsten Winter stärken. Als er auf der Heimkehr einen Freund aus Basel auf dem Gute Sauersberg bei Baden-Baden besuchte, zeigte sich plötzlich am Nacken ein Geschwür, das sich zu einem gefährlichen Anthrax entwickelte. Trotz aller sorgfältigen Pflege und ärztlichen Hülfe konnte die tödtliche Wirkung des genannten Uebels nicht verhindert werden; er starb sanft im Hause seines Gastfreundes am 29. August 1868. Die Begräbnissfeier fand am 2. September in Basel statt; die grosse Theilnahme, die sich dabei kund gab, zeigte deutlich, wie sehr Schönbein von allen Seiten geehrt und geliebt war.

Die wissenschaftlichen Arbeiten Schönbeins stehen sämmtlich in einem sehr innigen Zusammenhange; ziemlich unbekümmert um die übrige Entwicklung der chemischen Wissenschaft ist er seinen eigenthümlichen Weg weiter gegangen und hat sein Ziel unentwegt verfolgt. Wir verdanken ihm die Entdeckung einer grossen Fülle von neuen Thatsachen über die Eigenschaften des wichtigsten Grundstoffes unserer Erde, des Sauerstoffes, von dem er drei verschiedene allotrope Zustände annahm, den gewöhnlichen Sauerstoff, das Ozon und das Antozon. Auch die Entdeckung der Schiessbaumwolle und des Collodiums, die seinen Namen in weitem Kreisen bekannt machten, steht in innigem Zusammenhange mit den genannten Forschungen. Der Mangel an Raum erlaubt uns nicht, hier näher auf das Einzelne einzugehen; wir verweisen in dieser Hinsicht auf das in Basel erschienene Programm über Schönbein*), dem auch die obigen Notizen über sein Leben entnommen sind.

*) E. Hagenbach. Christian Friedrich Schönbein. Programm für die Rectoratsfeier der Universität. Basel 1868.



Xaver Schnyder von Wartensee.

Dieser als Tonkünstler wie als Dichter in der Schweiz und in Deutschland geachtete und beliebte Volksmann wurde den 18. April 1786 in der Stadt Luzern in der Patrizierfamilie der Schnyder von Wartensee geboren. Sein Vater war Offizier in französischen Kriegsdiensten, und seine Mutter starb an Lungenschwindsucht, als Xaver kaum 3 Jahre alt war. Er kam nun zu seinen Grosseltern, und als mit der französischen Staatsumwälzung die Schweizertruppen abgedankt wurden, kehrte der Vater nach Hause und übernahm die Erziehung seines einzigen Söhnchens, das er zum Staatsdienste bestimmte. Dasselbe zeigte indessen schon früh entschiedene Vorliebe für Musik. Weil der Vater der Ansicht war, dass ein Mann von Bildung etwas Musik treiben müsse, um sich dadurch den Eintritt in die Gesellschaften zu öffnen, so musste Xaver schon mit 9 Jahren den Geigenunterricht beginnen. Derselbe wurde ihm jedoch sehr armselig durch einen alten und mürrischen Kaplan ertheilt und war daher eher geeignet, die Liebe zur Musik in dem Schüler zu ertöden, wenn solches möglich gewesen wäre. Inständig bat Xaver, ihn Klavier spielen zu lernen. Der Vater aber hielt dasselbe als nur für Frauen, nicht aber für Männer passend. Erst, als er bereits 16 Jahre alt geworden war, gab endlich der Vater den Bitten des Sohnes nach, und nun erschlossen

sich diesem rasch die Geheimnisse der Harmonie, und er begann nun bald ganz kühn naturalistisch zu komponiren.

Indessen hatte Schnyder alle Klassen des Gymnasiums und Lyceums durchwandert und an letzterm neben der Musik vorzugsweise die Naturwissenschaften betrieben. Von selbst hatte er Contrebass, Violoncell und Klarinet spielen gelernt. Endlich musste er als überzähliger Schreiber auf dem Finanzbureau in den Staatsdienst treten, was er sehr ungern that. Bald jedoch befreite ihn eine lebensgefährliche Krankheit wieder von demselben. Nach seiner Genesung gab der Vater den inständigen Bitten des Sohnes nach, zur Erlernung der Kompositionskunst ihn zu G. Nägeli nach Zürich gehen zu lassen. Aber weder dieser, noch später Beethoven in Wien, fand Zeit, Xaver Schnyder als Schüler annehmen zu können. Dagegen fand er an Kapellmeister Kienlen einen tüchtigen Meister, mit dem er dann nach Baden ging. Mit dem Brande der Stadt verlor der Schüler im Jahre 1812 seine ganze Habe, und kehrte hierauf in seine Vaterstadt zurück. Im Jahre 1813 kam an der schweizerischen Musikgesellschaft in Bern ein Tonstück von ihm zur Ausführung und fand grossen Beifall. Ein Jahr später verehelichte er sich mit seiner Jugendgeliebten, Fräulein Karoline Hertenstein, und wählte Wartensee als Wohnsitz. Weil aber das Gut sehr verschuldet war, so sah sich der junge Tonkünstler genöthigt, aus seiner Kunst einen Broderwerb zu machen. Er folgte daher der Einladung des ihm befreundeten Erziehers Heinrich Pestalozzi, als Musiklehrer in die damals weltberühmte Bildungsanstalt in Yverdon zu treten. Er entwickelte in derselben, sowie in der Töchtererziehungsanstalt Niederer eine sehr segensreiche Wirksamkeit. Jedoch der Mangel an grössern musikalischen Aufführungen, anderseits Misshelligkeiten, die im Jahre 1817 in der Anstalt ausbrachen, bestimmten Schnyder, mit manchen andern tüchtigen Lehrern Yverdon zu verlassen.

Er zog hierauf nach der freien Reichsstadt Frankfurt a. M., wo er viele liebe Bekannte hatte, und man ihn gerne kommen sah. Er war bald mit Spohr, der das dortige treffliche Theaterorchester leitete, innig befreundet und fand als Privatmusiklehrer sehr bald so viele Schüler, dass er manche abweisen musste. Neben seinen Musikstunden komponirte er fleissig und fand für seine Arbeiten ehrenvolle Anerkennung. Im Jahre 1827 starb ihm seine vortreffliche Gattin. Im Jahre 1831 lernte er den berühmten Erzieher F. Fröbel kennen, dem er sein Schloss Wartensee zur Errichtung einer Erziehungsanstalt in der Schweiz überliess. In dieser Zeit machte er sich auch mit dem Spiele der Glasharmonika bekannt, auf der er wirklich Ausserordentliches leistete. Im Jahre 1832 kam seine romantische Oper «Fortunat» in Frankfurt auf die Bühne und fand glänzenden Beifall. Drei Jahre später machte er eine Reise nach Italien und England und komponirte die Symphonie «Erinnerung an Haydn», die im Winter 1849 mit glücklichem Erfolge in Zürich zur Ausführung kam. Im Jahre 1838 leitete er in Frankfurt das erste deutsche Sängerkunstfest und dichtete auf dasselbe sein Oratorium «Zeit und Ewigkeit», das mit gewaltiger Wirkung von mehr als tausend Musikern aufgeführt wurde. Nach einer Reise über Prag und Wien kehrte er im Jahre 1839 wieder in seine Vaterstadt Luzern zurück, mit dem Entschlusse, auf einer prächtig gelegenen Anhöhe in der Nähe der Stadt sein Tusculum «Neu-Wartensee» zu bauen, das auch im Jahre 1844 zur Ausführung kam.

In der Zwischenzeit kehrte er wieder nach Frankfurt zurück. Dasselbst hatte sich ein zahlreicher Kreis von Schülern um ihn gesammelt, welche von nah und fern, einige sogar aus Amerika, herbeigeeilt waren, um seine ganz eigenthümliche Methode der Harmonielehre und der Bildung von Tonstücken kennen zu lernen. Unter denselben befanden sich mehrere nachmals berühmte Namen, wie z. B. Jak. Rosen-

hain, von Paris, John Barnett, Em. Aguillar aus England, A. N. Johnson aus Amerika.

An seinem so günstig gelegenen Wohnorte und auf seinen vielen Reisen lernte Schnyder die bedeutendsten Männer seiner Zeit kennen, z. B. Göthe, Friedrich Rückert, Börne, Jean Paul, Beethoven, Moscheles, Hummel, Paganini, Döberner, Fanadey, Forbes. Neben seinen musikalischen Kompositionen entflossen noch eine Menge Gedichte und humoristische Aufsätze seiner gewandten Feder, die sich in den Alpenrosen und in andern Zeitschriften zerstreut finden und durch Tiefe der Auffassung, wie Meisterhaftigkeit der Darstellung auszeichnen.

Nach Vollendung von «Neu-Wartensee» zog Schnyder auf das Pfingstfest 1844 in seine liebliche Einsiedelei oben am Gestade des anmuthigen Luzernersee's. Den Winter pflegte er in der Stadt Zürich zu verleben, für welche er eine besondere Vorliebe hatte. Dasselbst lernte er im Jahre 1847 die treffliche Klavierspielerin Jos. Hahn kennen, die ihm den 6. Okt. die Hand zu einer glücklichen Ehe reichte. Im Jahre 1846 wurde Schnyder Mitglied der verdienstvollen schweizerischen naturforschenden Gesellschaft, und beschäftigte sich neben der Musik vorzugsweise mit Physik und Astronomie. Zwei Jahre später kehrte Schnyder wieder nach seiner zweiten Heimath, der lieben Stadt Frankfurt zurück. Dasselbst gründete er zwei neue musikalische Vocal- und Instrumentalvereine. Als Anreger und Leiter grosser Sänger- und Musikfeste verdankt das deutsche, wie das schweiz. Sängertum ihm sehr viel. Am eidgenössischen Sängerkongresse in Luzern hielt er, Präsident des Preisgerichtes, in gutem «Luzernerdütsch» eine vortreffliche Anrede, die ungetheilten Beifall fand. Auf allen Gebieten des Lebens stand er stets unentwegt zur Fahne freiheitlicher Fortentwicklung des Volkes. In Frankfurt hatte sich eine kleine Schweizerkolonie von Kunstjüngern um ihn gebildet, die bei

ihm stets Eintritt, Rath und Ermuthigung fanden. Im Umgange war er stets heiter, anregend, geistreich, voll kindlichreiner Gemüthlichkeit, welche ihm die Herzen Aller, die ihn kannten, gewann. Nach einem längern, aber schmerzlosen Krankenlager schloss er den 27. August 1868 sein heiteres, segensreiches Leben in einem Alter von 82 Jahren. Seine gefühlvolle, treue Gattin, welche ihn bis zu seinem letzten Athemzuge so sorgfältig verpflegte, weint ihm nun auf dem stillen Grabeshügel des Friedbergkirchhofes tiefgefühlte Wittwenthränen nach. Nach dem sachkundigen Urtheil des Universal-Lexicon's der Tonkunst «ist Schnyder einer der ersten Contrapunklisten unserer Zeit, ein ächter Jünger der Tonkunst und einer von den Wenigen, denen es um die Verbreitung eines edeln Geschmackes zu thun ist, der aber auch bei vielseitigen gründlichen, sowohl musikalischen, als wissenschaftlichen Kenntnissen die Ueberzeugung des Schönen und Guten in sich trug und daher nicht, wie viele der mit ihm lebenden, praktischen Künstler, der Spielball der Mode wurde. Seine Musik ist oft originell, immer aber klar, melodisch und von seltener Correkteit. Als Opernkomponist beurkundet er ein seltenes Treffen und Festhalten der verschiedenartigsten Charaktere und poetische Erhebung über das Gewöhnliche. Seine Arien athmen Gemüth und oft viele Zartheit; seine Chöre sind kräftig und von grosser dramatischer Wirkung.»

Ausser den erwähnten Kompositionen dichtete er ein Singspiel, «die Mordnacht von Luzern», das in der Bürgerbibliothek zu Luzern aufbewahrt wird, aber nie zur Ausführung kam. — Von ihm stammt auch die allbekannte Komposition des Götheliedes «Ueber allen Wipfeln ist Ruhe.»

August Feierabend.

Amtsarzt Anton Brun

von Entlebuch.

Derselbe wurde am Neujahrstag 1815 in der hochgelegenen Berggemeinde Flühli im Entlebuch, Kanton Luzern, geboren, wo sein Vater eine Wirthschaft betrieb. Schon als Knabe zeichnete Anton sich in der Schule der Heimathgemeinde durch Fleiss und Fähigkeit aus, und dieses bestimmte dann seinen Vater, dessen Wunsche zu entsprechen und den Knaben studiren zu lassen. Anton zog daher im Herbst 1829 nach Luzern, und durchwanderte mit dem besten Erfolge alle Klassen des Gymnasiums und Lyceums, indem er immer zu den besten Schülern zählte. Von Luzern zog er auf die Hochschule von Zürich, wo Ocken in ihm die Liebe zu den Naturwissenschaften und besonders für die Botanik weckte, und Schönlein ihn für den ärztlichen Beruf begeisterte. Von Zürich wanderte er zu seiner weitem Ausbildung auf die Hochschulen von Freiburg im Breisgau und von Heidelberg, und sodann, nach rühmlich bestandener Staatsprüfung, nach Paris und Lausanne.

Im Sommer 1840 liess er sich zur Ausübung seines ärztlichen Berufes im Heimaththale, in Schöpfheim, nieder, und war bald im Falle, in einer ausgedehnten, aber auch sehr beschwerlichen Wirksamkeit die gesammelten Kenntnisse segensreich verwerthen zu können. Auf seinen Wanderungen über Berg und Thal fand er reichliche Gelegenheit,

die heimathliche Pflanzenkunde mit manchen seltenen Arten zu bereichern, welche man umsonst in Dr. Steigers Flora sucht. Der Unfall eines erlittenen Beinbruches, den er auf einem derartigen botanischen Streifzuge erlitt, war nicht im Stande, seinen Eifer für die Botanik abzukühlen.

Im Jahre 1849 verehelichte er sich mit Jungfrau Lena Banz von Entlebuch, welche ihm im Laufe ihrer achtzehnjährigen glücklichen Ehe elf Kinder gebar, von denen beim Tode des Vaters zehn am Leben waren. Im Jahr 1854 wurde Brun zum Amtsarzt und Mitglied des Sanitätskollegiums gewählt, welche Amtsstellen er bis zu seinem Tode bekleidete. Im gleichen Jahr übersiedelte er von Schüpfheim nach Entlebuch. Im Jahr 1862, bei Anlass der Jahresversammlung in Luzern, wurde Brun Mitglied der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft. Als Vorstand der Abtheilung Entlebuch-Willisau der ärztlichen Gesellschaft des Kantons Luzern entwickelte er eine rege Thätigkeit. Das war ebenfalls der Fall in Bezug auf die Fortschritte der ärztlichen, sowie Naturwissenschaft, daher er stets die besten Fachschriften las, und durch Selbstprüfung mit der verbesserten Heilart der Homöopathie sich vertraut zu machen versuchte, statt hochmüthig und spöttisch wie andere Kollegen darüber die Achseln zu zucken. Das Heil seiner Kranken galt ihm als höchstes Gesetz seines ärztlichen Handelns, und die Erfahrung, des Lebens grüner Baum, hatte für ihn mehr Werth, als alle graue, wenn auch noch so gelehrte Schultheorie. Eine reiche Fülle ärztlicher Erfahrungen ist viel zu früh mit dem edlen und trefflichen Manne zu Grabe gegangen, und wer die unzähligen Thränen gesehen hat, welche an seinem Grabe geweint wurden, dem musste es klar werden, dass er vielen Menschen lieb gewesen ist.

Anton Brun wurde im Jahr 1860 vom Wahlkreis Entlebuch in den grossen Rath seines Heimathkantons gewählt, und zählte zur sogenannten konservativen Partei desselben,

war aber desswegen einem zeitgemässen Fortschritt so wenig abgeneigt, als er anderseits einer starren Ausschliesslichkeit huldigte.

Seinen Freunden blieb er stets ein aufrichtiger und treuer Freund, und war nach den Mühen des Tages gerne ein heiterer Gesellschafter in ihren Kreisen. Seiner Liebe für die Naturwissenschaft ist er im kräftigsten Mannesalter dem Tode als frühes Opfer verfallen. Auf einem Ausfluge auf das aussichtreiche Rothhorn mit dem trefflichen Erdkundigen Herrn Professor Kaufmann in Luzern, strengte er sich im Hinanklimmen zum Gipfel desselben etwas an, um noch rechtzeitig zum Sonnenaufgang hinaufzukommen. Trotz der Sorgfalt seines Freundes, welcher ihn in eine Decke wickelte, wurde er in Folge dieser Anstrengung von starkem Herzklopfen befallen, welches ihn nie mehr verliess. Ein bisher wenig beachtetes Herzleiden in den Arterienklappen war damit offenkundig geworden. Dennoch konnte der gewissenhafte Arzt sich nicht entschliessen, jetzt schon seiner Berufsthätigkeit zu entsagen. Im Spätsommer 1867 sah er sich jedoch durch das Fortschreiten der Krankheit endlich genöthigt, es thun zu müssen. Er zog nach Luzern zu seinem Schwager, Herrn Regierungsrath und Ständerath Jost Weber, auf dessen so reizend gelegenen Landgute er mehrere Wochen verlebte. Anscheinend etwas gekräftigt, kehrte er in den Kreis seiner Familie zurück, in welchem ihn der Tod den 12. November 1867 in einem Alter von 52 Jahren von seinen schweren Leiden erlöste, der liebevollen Gattin und der zahlreichen Kinderschaar, sowie seinen Freunden und den leidenden Mitmenschen ein unersetzlicher Verlust. Sie Alle werden ihm ein lebensfrisches und wohlverdientes Andenken im Herzen bewahren.

August Feierabend.

Ludwig Imhoff.

Unter den Männern, welche sich die Pflege vaterländischer Naturkunde zur Lebensaufgabe und zur Herzensangelegenheit gemacht haben, deren Denkmäler somit in den schweizerischen naturhistorischen Museen und den darauf bezüglichen Schriften zu suchen sind und deren Nekrologe in die Archive unserer Gesellschaft gehören, nimmt Dr. Ludwig Imhoff, geboren den 22. Oktober 1801, gestorben den 13. September 1868, eine ehrenvolle Stelle ein. Aus dem genannten Gebiete hat er sich bekanntlich die Entomologie zum ausschliesslichen Gegenstand seiner Arbeit gewählt und zwar vorwiegend in streng systematischer Absicht, indem er hauptsächlich Antheil nahm an einer der Aufgaben, die sich die schweizerische naturforschende Gesellschaft nothwendigerweise in erster Linie gestellt hatte, nämlich der Naturkunde des Vaterlandes durch genaue Kenntniss seiner Fauna und Flora nach den von der Cuvier'schen Schule ausgegangenen Principien eine sichere Basis zu gewinnen, auf welcher dann die schwierigeren Aufgaben der Vergleichung mit andern Gebieten sowie die fernern sich hieran knüpfenden Untersuchungen sich aufbauen könnten.

Dass Imhoff sich dabei aus dem ungeheuren Reiche der Insekten überdies noch einzelne Gruppen zum speciellen Ziel seiner Untersuchungen auswählte, kann in den Augen des Fachmannes ihm nur zum Lob gereichen; nur so war es

möglich, dass er schliesslich in dem Bereich der Coleopteren und Hymenopteren nicht nur innerhalb des Vaterlandes sich eine allgemein anerkannte Autorität erwarb, sondern auch im Ausland ein so unbestrittenes Ansehen genoss, dass ein guter Theil der Arbeit seiner letzten Jahre in der Prüfung von Sammlungen, hauptsächlich aus der schwierigen Ordnung der Hautflügler, bestand, die ihm von in- und auswärtigen Gelehrten und Museen zugesandt wurden. Imhoffs Name wird somit als der eines hervorragenden Systematikers auf dem Gebiet der Coleopteren und der Hymenopteren unserer Gesellschaft eine bleibende Zierde sein; um so mehr ist es unsere Pflicht, nach seinem Hingange auch des Weges zu gedenken, der ihn zu so schönen Leistungen führte.

Sowie auffälligere, von der alltäglichen Bahn des bürgerlichen Privatlebens abweichende oder darüber hinausgehende Leistungen wohl in den meisten Fällen auf frühe äussere Antriebe werden zurückgeführt werden können, so wird uns auch von Imhoffs nächsten Freunden mitgetheilt, dass der Keim zu dessen Lieblingsneigung wohl in der Anregung zu suchen sei, die er von Seite von Lehrern und Genossen während seiner von dem damals gewöhnlichen Bildungsgang abweichenden Jugenderziehung erfahren hatte. Seine erste Bildung erhielt er nämlich, statt in den damals keineswegs in blühendem Zustand befindlichen öffentlichen Lehranstalten, in dem von Hopf aus Thun nach Pestalozzischen Grundsätzen eingerichteten Institut, wo nicht nur bedeutende Lehrer, sondern vielleicht in noch höherem Grade der reichliche und freie Verkehr mit begabten Cameraden Talente zur raschen Entwicklung brachten, die möglicherweise unter andern Umständen nicht zur Blüthe gelangt wären. War auch sein Vater, der Handelsmann Hieronymus Imhoff, wie schon die Wahl der Erzieher seines Sohnes zeigt, ein selbstständig denkender, von Gewohnheiten unabhängiger, vielmehr Neuerungen eher zugethaner Mann, so leiten doch Imhoffs Jugend-

genossen einen guten Theil der Schüchternheit und Zurückgezogenheit, welche Imhoff noch im spätern Alter eigen war, und sicher vielfach hemmend auf ihn einwirkte, von der Strenge des väterlichen Einflusses her.

Von den Lehrern am Hopfischen Institut ist uns besonders Schmeller genannt worden, der spätere berühmte deutsche Sprachforscher, der kurz vor seinem Aufenthalte in Basel als bairischer Offizier die spanischen Feldzüge unter Napoleon durchgemacht hatte. Mehr wirkte aber wohl auf den von Natur ohnedies reich ausgestatteten Imhoff ein Kreis junger, begabter Freunde, verbunden durch gemeinsame Liebhaberei und Wetteifer für Naturkunde, und setzte schon damals seiner Thätigkeit das Ziel, dem er zeitlebens treu geblieben ist. Unter diesen war es vor Allen ein Sohn des mit Imhoffs Vater eng befreundeten Botanikers C. F. Hagenbach, des Verfassers der *Flora basileensis*, der frühverstorbene Jacob Hagenbach, dessen entschiedene Hinneigung zur Naturkunde sich schon im Hopfischen Institut mächtig Luft machte, und um so mehr auf seine Umgebung einwirkte, als Hagenbach eine bedeutend angelegte, äusserst lebhaft Natur war, witzig, mitunter auch zu schlimmen Streichen bereit, für die Lehrer ein keineswegs bequemer Schüler, allein geistig überaus begabt und der Botanik, wohl als einer Art väterlichen Erbthums, sowie der Insektenkunde, von vollem Herzen zugehan. Schon im Hopfischen Institut wurden daher Pflanzen getrocknet, Insekten gesammelt und Raupen aufgezogen, und da sicherlich der Grund gelegt, dem dann freilich Imhoffs Arbeitsamkeit und Ausdauer weit reichere Früchte abzugewinnen wusste als Hagenbach, von dem nur zwei kleinere Arbeiten, der Anfang eines von Labram illustrirten Kupferwerkes, *Symbola Faunae Insectorum Helvetiae*, und eine Monographie des javanischen Käfergeschlechtes *Mormolyce* publizirt wurden. Freilich starb Hagenbach, nachdem er während einigen Jahren dem entomologischen Theil des

Reichs-Museums in Leyden, dieser reichen Bildungsstätte für Naturforscher, als Conservator vorgestanden, früh. Seine Sammlung von 15000 Insekten ging dann durch Geschenk seines Vaters in den Besitz unseres Museums über.

Eine andere, wenn auch mit Mühe und allerlei Schwierigkeit herangereifte Frucht aus jenem Bund junger Naturforscher treffen wir in unserer Nachbarstadt Liestal. Die Gebrüder Banga von Münchenstein, die aus dem Herrenhuter-Institut in Neuwied ähnliche geistige Anregung und Vorliebe für Naturkunde in die Heimath zurückgebracht, schlossen sich unseren Freunden aus dem Hopfischen Institut an, und es ist Manchem unter uns bekannt, welche Liebe und Ausdauer der frühere Vorsteher der Erziehungsbehörde des Kantons Baselland dem naturhistorischen Museum seiner Vaterstadt zugewandt hat, das ihm fast allein seinen dermaligen Bestand zu verdanken hat.

Im Jahre 1817 trat Imhoff in das hiesige Pädagogium, wo er den Grund legte zu der tüchtigen gelehrten Bildung, die ihn auszeichnete. Seine reiche Begabung, durch treffliches Gedächtniss, gewissenhaften Fleiss und Pünktlichkeit in seinen Arbeiten unterstützt, erwarben ihm auch hier den vollen Beifall seiner Lehrer, die grosse Hoffnungen auf ihn setzten; dass er zu den besten Schülern gehörte, geht unter Anderm daraus hervor, dass er in jeder Classe mit ausnahmsweisen Prämien belohnt wurde. Trotz dem Fleiss, mit welchem er den humanistischen Studien oblag, kam indess auch hier die ihm schon so liebe Insektenwelt nicht zu kurz; alle freie Zeit wurde ihr gewidmet und reichliche, entomologische Excursionen in der Umgegend angestellt.

An der Universität, die er 1820 bezog, immatriculirte er sich zunächst als Studiosus Juris, da ihn sein Vater die juristische Bahn betreten zu lassen wünschte; doch schon nach Ablauf eines halben Jahres entschloss er sich zum Studium der Medicin, das er dann bald auf den Rath von Prof.

Hagenbach zuerst in Strassburg, später in Heidelberg fortsetzte und in Halle und Berlin zum Abschluss brachte. An diesen Universitäten, namentlich in Heidelberg und Halle, war es dann, wo seine Jugendliebe durch Berührung mit einer Anzahl von Männern, die sich später zu dem ersten Rang von Naturforschern erhoben, von Neuem kräftige Förderung erfuhr und nun zum ernstesten Ziel seines wissenschaftlichen Strebens heranreifte. In Heidelberg waren es Agassiz, Alex. Braun, die Gebrüder Schimper, mit welchen Imhoff in das Verhältniss persönlicher Freundschaft und geistigen Verkehrs trat, das selbst durch die spätere, bleibende Trennung der Personen nicht zerrissen wurde. Noch in späten Jahren war für Agassiz bei den seltenen Besuchen, die ihn aus Amerika in die Schweiz zurückführten, in Basel Imhoffs Haus das Absteigequartier. In Halle erfreute sich Imhoff namentlich des anregenden Umgangs mit dem trefflichen Entomologen Germar, der dann indirekt die ebenfalls bleibende Verbindung mit Oswald Heer anbahnte. Germar erzählte mir öfter, schreibt uns Heer, von seinem lieben Schüler Imhoff, daher ich nach meiner Heimkunft im Jahr 1831 ihn aufsuchte und mit ihm in eine Verbindung trat, die stetsfort eine sehr freundliche geblieben ist.

Von Berlin, wohin ihn namentlich die Klinik Hufelands geführt hatte, kehrte Imhoff im Jahre 1826 nach Basel zurück, das er von da an auf längere Zeit nicht mehr verliess. Von diesem Jahre an datirt sich auch seine öffentliche Thätigkeit, die sich ziemlich gleichmässig in die Ausübung der Pflichten theilte, zu welchen ihn sein Beruf einerseits, seine Lieblingsneigung andererseits führten. Nach beiden Seiten, als praktischer Arzt und als Naturforscher war Imhoff, wie wir Alle wissen, während diesen 32 Jahren ein Vorbild ebenso ausdauernder und pünktlicher, als anspruchsloser Arbeitsamkeit, niemals müssig, und stets eifrig auf Weiterbildung nach beiden Richtungen bedacht. Mögen seine Jugend-

freunde vielleicht den Eindruck haben, dass seine spätern Erfolge nicht den Erwartungen entsprachen, die seine Begabung, seine bedeutende Arbeitskraft und sein reges Interesse für jedes Gebiet des Wissens erwarten liess, und hat überdies die ihm eigenthümliche Zurückgezogenheit und Schüchternheit des Benehmens vielleicht häufig seine Leistungen geringer erscheinen lassen, als sie es verdienten, so hat er sich doch durch seine Bescheidenheit und den allem Wahren, woher es auch kommen mochte, offenen Sinn und die unablässige Sorge für Weiterforschen die vollste Hochachtung aller Derjenigen erworben, die ihm nahe standen und mancherlei bleibende Spuren eines durchaus edlen Strebens zurückgelassen.

Mag namentlich dem Arzte, trotz seiner vielfachen und gründlichen Kenntnisse jene Schüchternheit oft im Wege gestanden haben, so gehört es doch zur Charakteristik Imhoffs, dass er auch nach dieser Richtung, wo es nöthig wurde, seine Dienste zum öffentlichen Wohl anbot, und Nichts versäumte, um seine Kenntnisse auf der Höhe der Wissenschaft zu erhalten, indem er nicht nur der neuern medicinischen Litteratur gewissenhaft folgte, sondern auch bis in die letzte Zeit ein eifriges Mitglied der medicinischen Gesellschaft und selbst ein fleissiger Besucher der Kliniken war.

Gleiches Gepräge der Arbeitsamkeit und der Pünktlichkeit trägt seine Laufbahn als Naturforscher. Von seiner Rückkehr nach Basel an habilitirte er sich als Docent der Zoologie und insbesondere der Entomologie an der Universität, und auch hier kann Imhoff als Vorbild gewissenhafter Pflichterfüllung gelten. Während ihm Leichtigkeit in der schriftlichen Darstellung nicht abgesprochen werden kann, so fehlte seinem mündlichen Vortrag die Anregung und das Leben, die den Zuhörer gewinnen; aber trotz der geringen Aufmunterung, die ihm von Seiten seiner Schüler zu Theil wurde, hat er seine Vorlesungen, die während einer langen Reihe von

Jahren eine freiwillige Leistung an die Hochschule waren, mit musterhafter Treue fortgeführt, sowie er auch zu den öffentlichen Vorträgen, einer althergebrachten öffentlichen Forderung an die hiesige Universität, seinen Beitrag nicht versagte. Zur besondern Freude gereichte es ihm, jungen oder älteren Liebhabern der Insektenwelt hülfreich an die Hand zu gehen, und wir dürfen nicht zweifeln, dass in dieser Richtung noch manches Samenkorn aufgehen werde, das Imhoff vielleicht ganz im Stillen hingelegt hat.

Ein nicht minder treues Mitglied war Imhoff, wie noch in frischer Erinnerung ist, unserer cantonalen naturforschenden Gesellschaft, der er von 1826 an, sowie der schweizerischen naturhistorischen Gesellschaft, der er seit 1827 angehörte. In den Sitzungen der erstern fehlte er selten, die Jahresfeste der letztern besuchte er häufig, und wenn er sich auch an Discussionen nicht oft zu betheiligen pflegte, so war es, wenn es geschah, jeweilen auf Gebieten, denen er völlig gewachsen war; alle seine Aeusserungen hinterliessen den Eindruck, dass Imhoff nicht nur gründliche Kenntnisse besass und über eine ausgedehnte Lectüre verfügte, sondern auch, dass er vor seiner, wie Anderer Wissenschaft durchweg eine hohe Achtung hegte.

Die schweizerische entomologische Gesellschaft, der er im Jahre nach ihrer Gründung (1859) beitrug, ehrte sein bedeutendes Wissen, indem sie ihn zu ihrem Präsidenten für 1868 ernannte, sowie auch eine Anzahl auswärtiger gelehrter Gesellschaften in Deutschland, in Oesterreich, in Russland es sich zur Ehre anrechneten, Imhoff als Mitglied zu besitzen.

Auf das Ansuchen von Agassiz versah er auch das grosse nordamerikanische Museum von Cambridge mit einer sehr ansehnlichen Sammlung von europäischen Insekten.

Wie sehr endlich der moralische Charakter Imhoffs und seine Leistungen als Familienvater, als Freund, als Bürger den auf der wissenschaftlichen Bahn ihn leitenden Maximen

entsprachen, ist an geeigneter Stelle von befugter Seite hervorgehoben worden und lebt sicherlich in seiner Nächsten Herzen fort.

Wie das Vorhergehende an sich würde erwarten lassen, bewegen sich die litterarischen Arbeiten Imhoffs streng auf dem speciellen Gebiete seiner intimsten Kenntnisse, nämlich in der Systematik der Coleopteren und Hymenopteren. Doch würde man irren, wenn man daraus auf Einseitigkeit seiner Kenntnisse schliessen wollte. Vielmehr war er auch mit den meisten andern Ordnungen der Insekten, sowie mit dem Gebiet der Arachniden und Scolopendren wohl vertraut, abgesehen davon, dass er, so weit es ihm möglich war, in seiner Lectüre der Bewegung auf den meisten Gebieten der Naturwissenschaft mit grosser Theilnahme folgte. Seine frühern Arbeiten pflegte er für die Zeitschrift Isis an Oken zu senden, der mehrmals Anlass nahm, den Kenntnissen Imhoffs grosse Achtung zu zollen. Seitdem indess unsere cantonale Gesellschaft Berichte über ihre Verhandlungen veröffentlichte, finden wir alle Arbeiten Imhoffs, die nicht selbstständig erschienen sind, diesen einverleibt. Ein Verzeichniss derselben gibt Hagen in seiner Bibliotheca entomologica, die bis zum Jahre 1862 reicht. Zu vervollständigen ist dasselbe nur durch eine Aufzählung der schweizerischen Hymenopteren, «Catalogus Piezatorum circa Basileam nec non in aliis Helvetiæ regionibus repertorum» Basel, 1838. Ein Blatt. Und aus späterer Zeit sind dazu noch zwei Aufsätze zu fügen, die sich in den Mittheilungen der schweizerischen entomologischen Gesellschaft vorfinden, und von denen der letzte, aus dem Jahre 1866, merkwürdiger Weise demselben Gegenstand gewidmet ist, wie Imhoffs Erstlingsarbeit aus dem Jahre 1832, nämlich dem Bienengeschlecht *Andrena*.

Die Mehrzahl der in die genannten Zeitschriften niedergelegten Arbeiten sind kleinere Mittheilungen über seltener Vorkommnisse von Insekten oder systematische Verzeichnisse.

Eine etwas ausführlichere Arbeit ist der Bestimmung der von Missionär Riis von der Guineaküste mitgebrachten und unserm Museum geschenkten Käfer gewidmet, unter welchen Imhoff eine Anzahl bisher unbekannter Arten beschreibt; und von allgemeinem Interesse ist namentlich auch ein Aufsatz in der Isis (1834), in welchem er einlässlich seine Anschauungen über die Anwendung der Insekten-Metamorphose auf die Classification der Insekten ausspricht.

Von selbstständig erschienenen Publicationen Imhoffs sind drei zu nennen: Aus früherer Zeit zwei entomologische Kupferwerke, welche er von 1835 an, im Vereine mit dem Maler Labram, heftweise herausgab; erstlich «die Insekten der Schweiz: die vorzüglichsten Gattungen je durch eine Art dargestellt von Labram, nach Anleitung und mit Text von L. Imhoff»; in ähnlicher Weise und unter ähnlichem Titel erschienen später «die Gattungen der Rüsselkäfer, erläutert durch bildliche Darstellung einzelner Arten». Die erste Sammlung, die sich über alle Insektenordnungen verbreitet, doch mit wesentlicher Bevorzugung der Käfer, wuchs bis auf 114 Hefte an, im Ganzen mit 453 Tafeln, deren jeder ein Blatt Text beigefügt ist; die zweite Sammlung gedieh vom Jahre 1838 bis 1851 auf 19 Hefte zu 8 Tafeln. Beide Publikationen waren Unternehmungen Labrams, der in ähnlicher Weise schon im Jahre 1822 die oben genannten Symbola von J. Hagenbach, und bekanntlich auch, von 1824 an, auf Antrieb von Prof. C. F. Hagenbach, die Pflanzen der Schweiz herausgegeben hatte, für den Text unterstützt von Hegetschweiler und von Hagenbach; während indess Labram in Zeichnung und Colorit der Pflanzen ein merkwürdig fein gebildetes Auge verrieth, so dass die grosse Mehrzahl seiner Abbildungen trotz der höchst einfachen darauf verwendeten Mittel durch ihre Naturtreue überraschen, so sind ihm die Abbildungen der Insekten, namentlich der Käfer, weniger gelungen, theils wohl desshalb, weil ein guter Theil derselben in starker Ver-

grösserung gezeichnet werden musste; theils weil überhaupt solche Objecte dem Zeichner weniger Freiheit lassen als Pflanzen. Die Auswahl, die Anordnung und den Text besorgte, wie gesagt, Imhoff; letzterer gibt auf je einem Blatt zu jeder Abbildung ausser dem Namen und dessen Synonymen die Merkmale der Gattung und eine kurze Beschreibung der einzelnen je für eine Gattung dargestellten Art. Die Beschreibungen sind kurz und mehr für Anfänger berechnet, doch ganz zutreffend, und über Vorkommensverhältnisse finden sich manche werthvolle Angaben. Die äussere Einrichtung, in Form von losen Blättern ohne Einhaltung oder Angabe einer systematischen Ordnung und ohne Leitfaden in der Synonymik, erschwert aber die Benutzung und zwar gerade für Diejenigen, für welche das Werk bestimmt ist, nämlich die Anfänger und Liebhaber.

Diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, dass diese Arbeit nicht die Verbreitung gefunden, welche sie verdient. Besser eingerichtet, wäre sie ein sehr empfehlenswerthes Hilfsmittel zur Einführung von Freunden der Entomologie in dieses so grosse und interessante Gebiet gewesen.

Die Arbeit über die Rüsselkäfer schliesst sich an das grosse Curculionidenwerk von Schönherr an, und gibt von einer beträchtlichen Zahl von Gattungen, die von Schönherr beschrieben wurden, Abbildungen, und erleichtert sehr das schwierige Studium dieser grossen Käferfamilie.

Streng wissenschaftlicher Natur ist endlich die im Jahre 1856 erschienene Hauptarbeit von Imhoff «Versuch einer Einleitung in das Studium der Coleopteren.» Zwei Theile mit 25 Tafeln von trefflichen lithographirten Zeichnungen von Repräsentanten der Familien und Unterfamilien der Käfer. Der erste Theil des Buches gibt eine sehr sorgfältig bearbeitete und übersichtliche Einführung in die Ordnung der Käfer, indem er die Beziehungen dieser grossen Thiergruppe zum Menschen und zu der übrigen Natur bespricht, sodann

eine allgemeine Schilderung von Gestalt, Organisation und Lebensverrichtungen derselben gibt und endlich die allgemeinen Anhaltspunkte für die Systematik erörtert. Es beabsichtigt daher dieser Theil der Arbeit nicht nur, sondern er leistet auch für die Coleopteren dasselbe, was die berühmten Bücher von Kirby und Spence, sowie von Lacordaire für die Insekten im Allgemeinen.

Der zweite Theil des Buches ist der Systematik, der Begründung und Beschreibung der Genera der Coleopteren speciell gewidmet. Er gibt eine sehr sorgfältige Charakteristik der Familien und der weitem Abtheilungen der Käfer bis auf das Genus. Es ist somit diese Arbeit weniger eine Einleitung, als vielmehr ein Handbuch für das Studium der Coleopteren, und wie schon der Titel nicht ganz richtig gewählt ist, so mag auch hier die Einrichtung des Buches seiner Verbreitung nachtheilig gewesen sein. Für den Anfänger setzt es wenigstens im zweiten Theil zu viel voraus, während der Fachmann dann gerade hier mehr Détails wünschen könnte. Die wesentlichsten Dienste wird es den systematischen Bearbeitern der Coleopterenordnung leisten, unter welchen es auch die Anerkennung durchaus gefunden hat, die es als überaus sorgfältige und gelehrte Arbeit verdient.

Noch ausgedehnteres Wissen besass Imhoff in der Ordnung der Hymenopteren. Er hat nach dem einstimmigen Urtheil seiner Fachgenossen in dieser schwierigen und wenig bearbeiteten Ordnung am meisten geleistet, und es ist sehr zu bedauern, dass er seine reichen Kenntnisse auf diesem Gebiet nicht in ausgedehnterem Maasse mittheilte. Durch Zusammenstellung der schweizerischen Hymenopteren, bezüglich welcher er nur über die Ameisen Einiges publizierte würde er eine sehr empfindliche Lücke ausgefüllt haben, während nunmehr das grosse Material, das er in dieser Richtung gesammelt hat, trotz den vielfachen Aufforderungen zur

Veröffentlichung, die an ihn ergangen waren, wohl grossentheils verloren sein wird.

So war Imhoffs arbeitsames Leben grösstentheils der Belehrung in einem Theil der Naturkunde gewidmet, dessen erfolgreiche Bearbeitung ungewöhnliche Ausdauer und ungetheilte Hingebung erfordert, und wenn nachfolgende Generationen jeweilen die Schriften, welche ihnen als Sockel zum Aufbau des eigenen Wissens dienen, in die Hand zu nehmen pflegen, ohne der darin niedergelegten Summe von Treue zu gedenken, so ist es um so mehr Pflicht der überlebenden Zeitgenossen, dankbares Zeugniß darüber abzulegen.

L. Rütimeyer.

Basel, 4. November 1868.

